Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Fr. v. Holtzendorff.**

II. Serie.

(Heft 25—48 umfassend.)

Heft 35.

Berlin, 1867.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

Algier.

Ein Vortrag, gehalten zu Baden-Baden am 26. Januar 1867

von

W. Wattenbach,
Professor in Heidelberg.

Berlin, 1867.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

Algier ist der Gegenstand, für welchen ich mir heute Ihre Aufmerksamkeit erbitte. Algier! Ein Name, an den sich schon die ersten Eindrücke der Kindheit knüpfen. Für mich wenigstens gehörte zu den ersten Eindrücken, mit welchen die Kinderbücher den erwachenden Geist ausstatten, die ergreifende Erzählung eines Christensclaven, der, im mittelländischen Meere den Corsaren in die Hände gefallen, viele Jahre bei schwerer Arbeit unter harter Behandlung und vielen Entbehrungen verlebt hatte. Endlich kam die Befreiung, die englische Flotte unter Lord Exmouth bombardierte 1816 die Stadt, und die Christensclaven wurden ausgeliefert. Aber die Heimath bot nur ein mühseliges Leben: fast sehnte der Arme sich zurück nach dem milden Klima, dem, wenn auch harten, doch sorgenlosen Leben, in einem Lande, wo die Lebensmittel kaum einen Werth hatten, wo die schönsten Früchte und Gartengewächse selbst dem Sclaven leicht erreichbar waren.

Der kommenden Generation wird wohl an den Blumenkohl die erste Bekanntschaft mit dem fremdartigen Namen sich knüpfen; die Erinnerung an die noch so nahe liegende Corsarenzeit wird sich gesellen zu den alten Geschichten von Krieg und Barbarei, die dann hoffentlich in farblose Ferne versunken

sind. Wie jetzt nach Baden-Baden, reist man vielleicht einige Jahrzehnte später nach Hammam Meschutin, den heilkräftigen Thermen des Atlas, deren malerische Schönheit nicht glänzend genug schildern kann, wer so glücklich gewesen ist, sie zu sehen.

Etwa zehn Meilen östlich von Constantine entquillt in ungeheurer Fülle das heiße Wasser dem Boden in einem Bergkessel, der von hohen und steilen Felsen in mannigfaltiger phantastischer Gestaltung überragt ist. Die Quellen bilden in ähnlicher Weise, wie der Karlsbader Sprudel, einen starken Niederschlag von Kalksinter, und dieser hat im Laufe der Jahrtausende der ganzen Gegend ihren eigenthümlichen Charakter gegeben. Die Quellen umgeben sich mit kegelförmigen Erhöhungen, welche endlich dem Wasser selbst den Weg versperren, so daß es sich neue Ausgänge sucht. Ueber hundert solcher Kegel, von zwei Fuß bis zu zwanzig Fuß Höhe, bedecken den Boden, schwärzlich, grau, glänzend weiß von Farbe, und aus der Ferne Araberzelten täuschend ähnlich; die lebhafte Phantasie des Arabers sieht darin ein versteinertes Hochzeitfest, er kennt die Ursache, welche Allah's Zorn erregte. Der Name bedeutet das Bad der Verfluchten. Dazwischen sprudelt und kocht das Wasser, schon von ferne sieht man die dunklen Dampfwolken. Die größte Quelle ist so stark, daß sie einen prachtvollen Wasserfall bildet, von dem Moritz Wagner[1]) sagt, daß er an Schönheit Alles, was er in Tyrol und der Schweiz gesehen, weit hinter sich lasse. Denn der Kalkfels, über welchen das Wasser stürzt, ist ganz aus dem Niederschlage desselben gebildet; Wagner nennt ihn einen Kalkgletscher. Er hat völlig die Farbe des frischen Schnees, nur hier und da zeigt er einen gelbröthlichen Schwefelansatz. Die wunderlichsten Figuren bilden sich und wandeln sich fortwährend durch die immer

neu gebildete Kruste. „Ueber diesen Kalkfelsen und seine versteinerten Thiere und Pflanzengruppen", sagt Wagner, „stürzt der siedende Wasserfall der großen Quelle zischend, dampfend, donnernd in den Abgrund. Von jedem Felsenzacken prallt der heiße Wasserstrahl zurück, peitscht mit seinem Sprudel dann wieder den tieferen Abhang, und fällt so, dichte Dampfwolken ausspeiend, von Stufe zu Stufe, bis er sich unter dem Felsen mit den übrigen Sprudeln vereinigt, und den heißen Bach Uad-el-Meschutin bildet."

Das lauere Wasser erweckt und nährt nun hier eine ungemein reiche und üppige Vegetation, es verliert sich in einem undurchdringlichen Dickicht von Oleander, Lorbeer, Granaten, und einem zauberhaften Blumenflor.

Wohl könnte in Zukunft dieser Badeort, dem die Natur alle ihre Reize und ihre Heilkraft in so verschwenderischer Fülle verliehen hat, eine starke Anziehungskraft ausüben und die europäische Gesellschaft anlocken, so wie schon einst die römische hier Heilung und Vergnügen gesucht hat. Von ihren Bädern sind die Trümmer noch vorhanden, jetzt aber fehlt einstweilen noch Alles, was bei uns die Betriebsamkeit der Jahrhunderte in so reichem Maße gethan hat, um unserm verwöhnten Geschlecht den Aufenthalt in den europäischen Bädern behaglich zu machen. Aber schon jetzt ist doch der leichter zugängliche und ganz europäisch civilisirte Küstenstrich von Algier das Ziel vieler Invaliden, welche im Winter die fast immer milde und wohlthuende Luft des nördlichen Afrika aufsuchen, um Genesung oder doch Linderung ihrer Leiden zu finden.

Schwer ist es nicht zu erreichen. Die vortrefflich eingerichteten Schraubenschiffe der Messageries Impériales führen von Marseille in 40—50 Stunden leicht und sicher hinüber, wenn es auch freilich nicht immer ohne Seekrankheit abgeht.

Ist doch der Golfe du Lion seit alten Zeiten berüchtigt, und bei der mannigfaltigen Bildung, den vielen Vorsprüngen und Buchten der nirgends sehr entfernten Küsten kommt es häufig vor, daß urplötzlich der alte Windgott einen neuen Schlauch öffnet und den Kampf aufnimmt mit der übermüthigen Kraft des Dampfes, welche ihm die Meeresherrschaft streitig macht. Aber schön ist auch dann das mittelländische Meer, schön ist selbst sein Zorn, sein grimmiges Toben. Ich möchte es nicht missen in der Erinnerung, dieses bunte wechselvolle Farbenspiel, welches alle Farben des Regenbogens durchmißt, schön über alle Maßen, wenn die sinkende Sonne die Wellen vergoldet, schön auch, wenn unter dem schweren Wolkenhimmel die gewaltig heranrollende Woge im dunkelsten Purpur gefärbt erscheint.

Schön, aber oft recht unheimlich. Während das Schiff unruhig umhergewälzt wird, wie ein Fieberkranker auf seinem Lager, fühlen wir die harten Stöße der Schraube, welche uns vorwärts treibt. Sicher und fest vollbringt sie ihre Arbeit, während noch vor Kurzem die ungeschickten Räder der alten Dampfer oft vergeblich nach den flüchtigen Wellen haschten. Da mußte man nicht selten Schutz suchen in den Häfen der Balearen, und die Reise konnte sich bis auf 14 Tage ausdehnen.

Mit Staunen gedenkt man in diesem Aufruhr der Elemente der Kühnheit jener alten Phokäer, welche von der Küste Kleinasiens aus zuerst es wagten, mit ihren Ruderschiffen dieses Meer zu befahren, ohne Kompaß, zwischen unwirthbaren Felsenküsten, welche kein Leuchtthurm damals kenntlich machte. Bald rangen sie um die Seeherrschaft mit den Etruskern und Phöniziern; in diesen Gewässern sind die ersten großen und blutigen Seeschlachten geliefert. Aus dem nördlichen

Theil des Meeres verdrängt, haben die Phönizier die afrikanische Küste sich zu bewahren gewußt; sie bedeckten sie mit ihren Pflanzstädten, welche damals reichen Gewinn durch den Handel gaben. Von den kriegerischen Stämmen des Innern erhielten sie zahlreiche Söldner, jene berühmte und gefürchtete numidische Reiterei, welche gern für karthagisches Gold ihr Leben wagte. Karavanen kamen aus dem fernen Süden, die glänzenden Producte des phönizischen Kunstfleißes zu holen; sie brachten den Ertrag ihrer Heerden, Häute und Wolle, Honig und Wachs, Datteln, die Felle der Löwen und Panther, vorzüglich aber Sclaven, den einträglichsten Handelsartikel. Die Sclaven wurden ausgeführt nach allen Ländern; Tausende aber blieben zurück, um für die Karthager ihre großen Plantagen zu bauen. Der Landbau erreichte durch sie eine große Vollkommenheit, Afrika war schon damals berühmt wegen seines ausgezeichneten Gemüsebaues. Ein wissenschaftliches Werk über den Ackerbau war das hervorragendste Product der phönizischen Litteratur, das einzige welches auf die griechische und römische Litteratur von erheblichem Einfluß gewesen ist.

Gerade auf diesem Felde haben sie nur zu gelehrige Schüler an den Römern gehabt. Der Plantagenbau durch gefesselte Sclaven, durch den die Römer ihr Reich ruinirt haben, ist karthagischen Ursprungs. Ueber Sicilien ist er nach Italien vorgedrungen. Noch jetzt fühlt man in Sicilien wie in Afrika die Nachwirkungen in der Verödung des Landes, welche einen so hohen Grad kaum hätte erreichen können, wenn jemals ein freier Bauernstand hier sich entwickelt hätte.

Auch die Türken bedienten sich der Sclavenarbeit in sehr ausgedehntem Maße: wie ist es da zu verwundern, daß nach der französischen Eroberung und der Aufhebung der Sclaverei die Hände zum Ackerbau fehlten, und der Handel mit

dem inneren Afrika gelähmt wurde, da er seinen einträglichsten Artikel verlor, fast den einzigen welcher den weiten Transport belohnte.

Bewundern müssen wir die Römer, wo wir in der Geschichte ihnen begegnen. Sie sind das einzige Volk, welches nach der Besiegung der Karthager seine Herrschaft nicht nur bis an den Rand der Wüste ausgedehnt hat, sondern auch bis an die äußerste Grenze wirkliche Cultur verbreitete. Immer neues Staunen erregten bei dem Vordringen der Franzosen die gewaltigen Ruinen, die man oft in Gegenden fand, welche jetzt völlig wüst und öde sind. Auch hier begegnen wir überall jenen Bauwerken, welche für die Ewigkeit gebaut zu sein scheinen, nicht Tempel allein und Theater, Triumphbogen und Festungswerke, sondern auch Cisternen, Wasserleitungen, Straßen vor Allem; Anlagen welche die größte Zweckmäßigkeit mit solider Pracht verbinden. Mag die Arbeit großentheils von Sclaven gethan sein, es war doch gelungen, diese Provinzen zur Kornkammer Italiens zu machen. Die unfügsamen nomadischen Stämme waren weit nach Süden zurückgedrängt, wo die römischen Wachtposten gegen ihre Einfälle schützten. Das anbaufähige Land aber, wenn auch an Fruchtbarkeit mit dem Gebiet von Karthago, der heutigen Regentschaft Tunis, kaum zu vergleichen, lieferte doch reichen Ertrag und konnte außer der Ernährung einer dichten Bevölkerung noch Italien mit fleißiger Zufuhr versorgen. Unter einheimischen von den Römern abhängigen Fürsten gewöhnten die maurischen Stämme sich an seßhaftes Leben und Ackerbau, während im Küstenland und in den Coloniestädten des Innern die römisch gebildeten Einwohner nicht nur durch Handel, Gewerbe und Landbau sich Reichthümer erwarben, sondern auch lebhaften Antheil nahmen an der litterarischen Thätigkeit jener Zeiten. In den ersten

christlichen Jahrhunderten entstanden hier Hunderte von Bisthümern, deren Synoden in der Gesetzgebung der Kirche eine bedeutende Stelle einnehmen. Als Repräsentanten der Blüthezeit der afrikanischen Kirche genügt es den heiligen Augustin zu nennen, den Bischof von Hippo regius, dem heutigen Bona.

Ich will hier nicht weiter ausführen, wie bei dem Verfall des römischen Reiches auch diese Provinzen von dem allgemeinen Verderben ergriffen wurden. Schlechte Verwaltung, Erpressungen aller Art, religiöse Unduldsamkeit und Verfolgung richteten sie zu Grunde; Empörungen der Statthalter gaben den zurückgedrängten und eingeengten wilden Stämmen erwünschte Gelegenheit, das reiche Culturland zu plündern.

Ich übergehe auch die Zeiten der vandalischen Herrschaft, die Rückeroberung durch Belisar. Grenzenlose Verwüstung und Verödung des Landes war die Folge; erschöpft und verarmt wurde es eine Beute der arabischen Eroberer. Freilich keine leicht zu gewinnende Beute. Den Siegen über die römischen Truppen folgten schwere Kämpfe mit den nun wieder zur Obermacht gekommenen Nomaden, den alten Herren des Landes. Zuletzt jedoch gelang es, dieselben für den Islam zu gewinnen, und bald vereinigten sie sich nun mit den Arabern und nahmen an ihren weiteren Eroberungen Theil. Sollen doch diese Stämme selbst in frühester Vorzeit aus denselben Gegenden eingewandert sein, und ihre Lebensart, ihre ganze Gesittung, stimmte fast vollständig mit der arabischen überein, so daß eine Verschmelzung nicht schwierig war. Doch haben nicht nur die seßhaften Kabylen und Mozabiten, sondern auch die Tuaregs der Wüste, welche von dem Geleit der Karavanen leben, sich von den Arabern ferngehalten und zum Theil auch ihre eigene Sprache bewahrt.

Seit der arabischen Eroberung haben die nomadischen

Stämme das Uebergewicht im Lande. Doch gab es auch unter arabischer Herrschaft noch wohlangebaute Landstriche, es gab blühende Städte, welche durch Handel und Gewerbfleiß großen Wohlstand gewannen, und an der arabischen Gelehrsamkeit lebhaften Antheil nahmen.

Niemals aber hat sich unter den Arabern ein geordnetes, dauerhaftes Staatswesen auszubilden vermocht. In ermüdendem Wechsel folgt ein auf Eroberung, oft auf neue fanatische Secten begründetes Reich dem andern; die Dynastien spalten sich, viele kleine Theilreiche entstehen. Die Spanier und Portugiesen, in ihrer Heimath siegreich, verfolgen ihre Eroberungen auch über das Meer. In dieser Bedrängniß war es, daß der Emir der Metidscha, unfähig Algier zu schützen, im Jahre 1505 einen damals berühmten und berüchtigten Seeräuber, Horuk Barbarossa einlud, mit seinem Bruder Chaireddin nach Algier zu kommen, und die Vertheidigung zu übernehmen. Bald hatten die Vertheidiger sich zu Herren gemacht, mit ruchloser Hinterlist und blutigster Grausamkeit. Bedrängt von den Spaniern, unterwarf sich Chaireddin nach Horuk's Tode dem Sultan Selim; er erhielt türkische Hülfe, und damit beginnt nun die neue Periode, in welcher drei Jahrhunderte hindurch Algier als Seeräuberstaat das mittelländische Meer mit seinen Küsten tyrannisirt hat, anfangs gefürchtet und vergebens angegriffen, zuletzt nur noch geschützt und erhalten durch die Eifersucht einer europäischen Macht gegen die andere. Dey ist nicht, wie man wohl angegeben findet, das türkische Wort Daii, welches Mutterbruder, Oncle bedeutet, sondern (nach Dozy) das arabische Daï; es bezeichnet einen Aufforderer, vorzüglich zur Annahme des Islam oder zum heiligen Kriege, einen Missionar, und da die Mission des Islam überwiegend kriegerisch war, ist es nicht zu verwundern, daß auch die Ja=

nitscharenführer diesen Namen führten. In den Barbaresken-staaten gab es begreiflicher Weise bald Streit zwischen diesen Missionaren und dem türkischen Pascha, dessen Autorität immer mehr beschränkt wurde. Seit dem Jahre 1600 besaß die türkische Miliz das Recht, den Dey selbst aus ihrer Mitte zu wählen; hundert Jahre später gelang es diesem, sich des türkischen Pascha völlig zu entledigen, und die Abhängigkeit von Konstantinopel blieb nur noch eine fast inhaltlose Form.

Aber nur die aus der Levante gekommenen Türken waren bis zuletzt die Herren des Landes, welches sie in harter Unterdrückung hielten; keiner der Eingeborenen, nicht einmal die Kuruglis, die im Lande geborenen Nachkommen der Türken, konnten irgend ein höheres Amt bekleiden. Die Eingeborenen hatten theils als Machzen eine bevorzugte Stellung im Kriegsdienst des Dey, und das war das Hauptmittel, die Herrschaft aufrecht zu halten, theils waren sie tributpflichtig, und aller Tyrannei der türkischen Beamten unterworfen.

Ich übergehe die Geschichte der französischen Eroberung, welche allein mehr als einen Vortrag füllen könnte. Zu lange schon habe ich Sie festgehalten auf dem wogenden Meere. Endlich zeigen sich dem spähenden Blick in blauer Ferne die Höhenzüge des Atlas. Wir haben keinen Corsar mehr zu fürchten: friedlich erwartet uns die einst so verrufene Küste.

Zur Linken zeigen sich die schöngeformten Gipfel des Dschebel Dschurdschura, eine prachtvolle Gruppe, oft bis in den Mai mit Schnee bedeckt. Sie erinnert dann, wie sie sich kühn und stolz aus dem blauen Meer erhebt, an die freilich viel höheren Gipfel des Berner Oberlands, scharf unterschieden von den langgestreckten Ketten des Atlas.

Vor uns sondert sich, je mehr wir uns nähern, desto deutlicher von dem weiter entfernten Gebirge der viel niedrigere

Höhenzug von Buzareah, an dessen Abhang die Stadt Algier gebaut ist, El Dschesair, d. h. die Insel, von der ersten Anlage am Eingange des Hafens. Blendend weiß liegt sie da im Sonnenschein, zwischen dem tiefblauen Himmel und dem Meer, das seine Farbe spiegelt, von Grün umgeben. Man glaubt zuerst nur einen Kreidefelsen mit Steinbrüchen zu sehen, bis man sich überzeugt, daß diese vielgezackten Linien Häuser bedeuten. Vor neunzig Jahren lebte hier als dänischer Consul Schönborn, ein Freund Klopstock's, dem er bald nach seiner Ankunft in einem Briefe vom Jahre 1775 den Eindruck der Stadt in folgenden Worten schilderte[2]):

„Algier ist eine Stadt, die ungefähr 200,000 Menschen enthält. Sie ist gleichsam ein einziges labyrinthisches Gemäuer, das in der Ferne von der Meerseite zu aussieht wie ein weißes Tuch, das mit seinen gekalkten, flachen und dachlosen und dicht an einander gemauerten Häusern das Gestade bis an den Meerrand herabfließt, — ein großes Ameisenneſt, in dessen kleinen, dunklen Gängen, die so schmal sind, daß oft keine zwei Menschen neben einander gehen können, die hier aber Straße genannt werden, es wimmelt von Menschen aus allen Weltgegenden, von allerlei Gesichtsbildungen und Farben, von weißen, gelben, braunen, schwarzen Sclaven und sogenannten Freien, Unterdrückern und Unterdrückten, untermischt mit Weibern, die von Fuß zu Kopf in weiße Tücher eingewickelt, wie Gespenster einherschleichen."

Diese charakteristische Schilderung ist zum Theil noch jetzt zutreffend; nur hat das bunte Gewimmel bedeutend abgenommen, und von Sclaven ist natürlich nichts mehr zu sehen, während noch vor einem halben Jahrhundert 30,000 Christensclaven hier schmachteten. Noch vor Kurzem zierte den Eingang des Hafens ein malerisches altes Fort aus türkischer Zeit, allein es

hat den Arbeiten weichen müssen, durch welche der früher enge und unsichere Hafen jetzt zu einem von großen Molen geschützten weiten Becken umgeschaffen ist, dem nichts fehlt als — Schiffe. Auf der Landseite umgiebt ihn ein breiter Uferraum, der von Gewölben und hohen Mauern überragt wird; auf der Höhe zieht der prachtvolle Boulevard sich hin, der nach beiden Seiten noch weiter fortgeführt wird. Die Gewölbe eignen sich vortrefflich zu Magazinen und Geschäftslokalen; der lebhafteste Handelsverkehr fände hier freien Spielraum, aber kaum mehr als ein Dutzend Kauffahrer war zu sehen, und es soll auch zu anderen Zeiten nicht viel lebhafter sein. Der Hafen ist nicht belebt von den vielen kleinen Fahrzeugen, welche sonst an bedeutenden Handelsplätzen nicht zu fehlen pflegen; man sieht am Ufer fast keine Matrosen und Arbeiter.

Doch bei der Ankunft bemerken wir das nicht; umringt von einer Menge brauner und schwarzer Gestalten, die sich unseres Gepäcks bemächtigen, eilen wir, das Gestade zu erreichen, den afrikanischen Boden zu betreten. Eine prachtvolle breite Treppe führt hinauf zur Stadt, auf den Hauptplatz, die Place du Gouvernement. Eine schöne Dattelpalme vor dem Hôtel de la Régence fällt uns gleich in's Auge, aber übrigens ist der Platz mit Platanen bepflanzt, die im März noch europäisch kahl erscheinen, von stattlichen, völlig europäischen Häusern umgeben. Vor der Reiterstatue des Herzogs von Orleans spielt die französische Militärmusik, wenn wir gerade die Stunde treffen. An der einen Ecke des Platzes steht freilich eine große Moschee, aber ihr fehlen die schlanken, halbmondgekrönten Minarets, die wir gewohnt sind mit der Vorstellung einer Moschee zu verbinden. Hier sieht man nur viereckige stumpfe Thürme mit einem häßlichen Galgen, der den Gläubigen die Richtung nach Mekka zeigt.

Sähen wir nicht die vielen braunen und schwarzen Gesichter und Beine, und das bunte Gewimmel vielfarbiger orientalischer Trachten, wir würden kaum glauben, in Afrika zu sein. Breite gerade Straßen schließen sich an den Platz, mit hohen Häusern, an denen Arkaden sich hinziehen; Gegenstände aller Art sind zum Verkauf ausgestellt, man denkt unwillkürlich an die Rue de Rivoli. Die Kaffeehäuser mit ihren gewandten Kellnern sind ganz parisisch, die stattlichen Gasthäuser können mit den besten französischen wetteifern. Ist das die fremde Welt, welche zu sehen wir gekommen sind?

Sie ist es nicht, aber sie ist nicht fern, ein paar Schritte aufwärts gegen die auf der Höhe gelegene Kasbah zu gerichtet, führen uns hinein. Plötzlich befinden wir uns im vollen Orient. Da sind die engen Gäßchen, von denen Schönborn schreibt, wohl verwahrt gegen Wind und Staub, gegen Kälte und Hitze, und trefflich geeignet für eine Bevölkerung, welche nicht zu fahren gewohnt ist, und deren häusliches Leben vor Allem Abgeschlossenheit sucht. Breit ist eine Straße, in der zwei beladene Esel sich ausweichen können, was braucht es mehr? Da finden auch die Hökerweiber Platz, Negerinnen aus dem westlichen Sudan, deren Züge sich in bedenklicher Weise dem Affentypus nähern, während andere Neger in reicher orientalischer Tracht, kohlschwarz aber nicht unschön, und mit sehr verständigem Ausdrucke, Kaufleute aus dem Sudan zu sein scheinen. Lautlos und gespenstisch gleiten noch, wie zu Schönborn's Zeit, die verhüllten Gestalten der Frauen an uns vorüber, unten in zwei weite Tüten oder umgekehrte Kegel auslaufend. Aber die Gewänder sind oft kaum mehr weiß zu nennen, und der schmale offene Streif um die Augen genügt, um sie als alt und häßlich zu erkennen, denn die jungen und hübschen (lange dauert die Zeit nicht) läßt der Maure Vorsichts halber lieber gar nicht aus

dem Hause. Er hat seine Gründe dazu, und wenn die Umhüllung glänzend weiß ist, und zugleich ein leuchtendes jugendliches Augenpaar, durch Ummalung gehoben, zwischen den Schleiern durchblickt, so ist es nicht geheuer. Gehen wir lieber weiter, doch vorher müssen wir uns erst loskaufen von der Kinderschaar, die uns bettelnd umringt, kleine Geschöpfe von solcher Schönheit und Anmuth, daß wir ihre Bitten gerne erfüllen. Sie werden wohl kleine Israeliten sein, mit ihren rabenschwarzen Locken und Augen. Der kleine Maure hat dunklere Hautfarbe, braunes Haar und einen sinnenden, fast melancholischen Blick. Mit dem rothen Käppchen auf dem geschorenen Kopf bemächtigt er sich gern unserer Stiefel, um sie zu putzen, oder bietet seinen Tragkorb zum Dienst, wenn wir etwa den lockenden Haufen der duftigen Orangen nicht widerstehen können.

Das maurische Häus hat regelmäßig seinen inneren Hof, umgeben von Gallerien, in welche die Zimmer sich öffnen; es bedarf kaum der Fenster nach der Gasse. Doch tragen hier die Häuser im oberen Stock zahlreiche Erker mit dicht vergitterten Fenstern, welche über den engen Gassen sich von beiden Seiten begegnen. Frische Luft gewährt bei sinkender Sonne das flache Dach, gekühlt durch den erquickenden Seewind, und zugleich eine der schönsten Aussichten auf Stadt und Meer, welche unsere Erde darzubieten vermag. Viele dieser Häuser, welche die Regierung sich angeeignet hat, sind außerordentlich geschmackvoll angelegt und ausgestattet; dem Armen aber genügt auch hier, wie überall, ein einziger geschlossener Raum für sein ganzes Hauswesen. Die Arbeit geschieht nicht im Hause; die Werkstätten sind nach der Straße zu offene Räume im Erdgeschoß der Häuser mancher Gassen; da kauert der maurische Handwerker und arbeitet, dem Anschein nach fleißig genug. Aber

man sagt ihm nach, daß dieser Fleiß nicht länger dauere, als gerade das Bedürfniß ihn treibe; daß man deshalb keine Wohlhabenheit, keine gut ausgestattete Waarenlager bei ihm sehe.

Nicht selten treffen wir auf einen halbdunklen Raum, der ebenfalls nach der Gasse zu offen ist, und bemerken in dem Dämmerlicht Gestalten, so unbeweglich daß wir sie für Mehlsäcke halten möchten. Aber es sind wirklich Menschen, es ist ein Café Arabe, wie die Franzosen es nennen. Da sitzen die Eingeborenen Stunden lang hingekauert und verträumen ihre Zeit, Cigarretten rauchend, welche hier die alte türkische Pfeife ganz verdrängt haben. Findet sich Musik ein oder ein Mährchen-Erzähler, so ist ihr Glück vollkommen, und sie vergessen, was ihnen sonst das Schicksal versagt oder genommen hat. Sie vergessen für einige Augenblicke, daß ein paar Schritte sie in die breite Straße führen, wo der Giaur sein Wesen treibt.

Diese Gegensätze beschränken sich nicht auf die Hauptstadt, wir finden sie in ganz Algerien wieder; überall eine französische Façade vor einem orientalischen Hintergrunde aufgebaut, ohne Vermittlung, ohne Uebergang. Entfernter von der Hauptstadt werden beide Elemente ärmlicher, aber derselbe Grundzug bleibt. Wie sollte es auch anders sein? Der Europäer kann nicht im arabischen Hause wohnen; er muß, um unterzukommen, sich seine eigenen Häuser bauen. Er kann auch die engen Gäßchen nicht brauchen, wo man nicht fahren, wo die Soldaten nicht marschieren können: er muß sich seine breiten Straßen einrichten, neben der arabischen Stadt, oder mitten hindurch. Mag der Wind und Regen im Winter, der Staub und die brennende Sonne im Sommer sie kaum erträglich machen, er kann sie einmal nicht entbehren. Auch giebt es nur wenig, was der

Fremde vom Araber kaufen kann; ihn versorgt der europäische Händler, der französische Handwerker, bei dem wieder der Araber nicht findet, was er braucht. So stehen diese beiden Welten unvereinbar neben einander. Aber der Moslem erträgt diese Berührung nur schwer; er fühlt sich verletzt in allen seinen Gefühlen und Gewohnheiten. Der Fremde, den er doch im Stillen als Ungläubigen haßt und verachtet, ist sein Herr. Die Wohnungen, die Lebensmittel sind vertheuert, Moscheen sind entheiligt, Begräbnißplätze entweiht. Mit rücksichtsloser Zerstörung der Gräber hat der Oberst Marengo vor dem Thore Bab-el-Ued den schönen öffentlichen Garten geschaffen, welcher seinen Namen trägt; eine große Zierde der Stadt, aber ein fortwährender Gegenstand des Abscheues für alle die, welche hier ihre Väter bestattet hatten. Unfähig gegen solche Greuel anzukämpfen, ohne Neigung und vielleicht auch ohne die Kraft, sich durch angestrengte Thätigkeit materielles Wohlleben zu schaffen, wo das Leben doch keinen rechten Reiz mehr für ihn hat, räumt der Eingeborene lieber das Feld. Schönborn's Angabe von 200,000 Einwohnern mag übertrieben sein, wie ja alle solche Angaben aus der früheren Zeit nur auf ungefährer Schätzung beruhen, aber sicher ist es doch eine starke Veränderung, wenn jetzt die Zahl der Einwohner auf 46,000 angegeben wird, unter denen nur 9000 einheimische Muselmänner, 6000 Juden sind. Dieselbe Erscheinung zeigt sich im ganzen Küstenland; die einheimische Bevölkerung geht davon, nach Marokko, Tunis, in's Innere, und nur der ärmste Theil bleibt zurück.

Man hört oft, daß die Franzosen sich zur Colonisation nicht eignen, und es ist wahr, daß sie in Algerien keine glänzende Probe abgelegt haben. Man fragt verwundert, wie es doch komme, daß ein fruchtbarer Landstrich, mit einem herrichen Klima, der unter den Römern reich bevölkert und trefflich

angebaut war, so gar nicht gedeihen wolle. Noch vor zwanzig Jahren erlebten wir in der französischen Kammer eine ernstliche Berathung darüber, ob es nicht besser sei, eine Provinz wieder aufzugeben, die bei ungeheuren Ausgaben keine bessere Zukunft verspreche. Jetzt, nachdem seit bald vierzig Jahren so viel französisches Blut dafür geflossen, so viele Kapitalien dort angelegt sind, kann davon nicht mehr die Rede sein, aber das Mißverhältniß zwischen den Einnahmen und den Ausgaben hat sich auch jetzt noch nicht geändert. Ablassen aber kann man von dem Werke nicht. Man kann die vielen dort angesiedelten Franzosen nicht im Stich lassen, nicht auf das Geld verzichten, welches im Boden, in den Gebäuden und Anlagen steckt, man kann vorzüglich nicht die jetzt so nahe gerückte Küste, einen trefflichen Markt für französische Produkte, einer neuen barbarischen Occupation preisgeben. Das Werk muß gethan werden, so schwer es auch ist, und um gerecht zu sein, müssen wir hervorheben, daß die Schwierigkeiten außerordentlich groß sind. Die muhammedanische Religion und der arabische Volkscharakter sind mit einem modernen Staat ungemein schwer zu vereinigen.

Wie viel leichter hat sich Schönborn einst die Sache gedacht! Entzückt von der Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes, empört über die Tyrannei der Türken, deren wirkliche Macht doch so gering war, wurde er nicht müde, die Leichtigkeit und die Vortheile einer Unternehmung zu schildern, welche diese Gegenden für die europäische Cultur gewinnen sollte. Er ist voll von Unwillen über die europäischen Nationen, welche, wie er schreibt, „in der That nichts anders sind, als wie Leviathane des Hobbes, voller thierischer Begierden, eine die andere zu fressen oder doch sich wenigstens den Bissen vor dem Munde wegzuschnappen“.

„Die neueste Politik der Kabinette“, schreibt er, „ist nichts

als blinder Heißhunger oder kurzsichtige Habsucht, die über das Gegenwärtige wenig oder gar nicht hinaus sieht. Für ein Quentchen Gegenwart läßt man gerne ganze Centner Zukunft fahren".

„Man unterhält und füttert diese Nester hier, um andern die Schifffahrt sauer zu machen, welche sie nicht füttern können; um das zu erhalten, kriecht man hier und streichelt einen Haufen levantischer Räuber."

In der That hielt damals nur die Eifersucht der Kabinette den schmachvollen Zustand aufrecht, und wenigstens die Seeräuberei wäre nicht schwer zu beseitigen gewesen. Allein daß die Aufgabe doch nicht gar so leicht sei, erfuhr Schönborn noch in demselben Jahre 1775, in welchem er jenen Brief geschrieben hatte, durch das Scheitern der spanischen Expedition unter O'Reilly, von welcher so viel Aufhebens gemacht, so viel erwartet war, und die einen so kläglichen Ausgang nahm. Freilich war die ganze Unternehmung so ungeschickt ausgeführt, so voreilig ohne Noth wieder aufgegeben worden, daß man sie nicht als einen ernstlichen Versuch gelten lassen konnte. Aber so viel hatte sie doch gezeigt, daß trotz aller türkischen Unterdrückung dem ungläubigen Fremdling gegenüber Araber und Kabylen dem Aufruf des Dey Folge leisteten.

Schönborn hatte täglich die schwere Tyrannei vor Augen, welche von den Türken gegen die „Landmohren", wie er sich ausdrückt, geübt wurde; aber wenn er zugleich erzählt, daß zuweilen, wenn der Dey über Land ritt, ein Landmohr zu ihm kam mit der Bitte, ihm den Hals abzuschneiden, weil er dann des unmittelbaren Eintritts in das Paradies sicher war, so begreift man, daß dem Fremden gegenüber sie doch zusammenhielten: man begreift den Fanatismus, welcher lange nach der ersten Besitznahme in Abd-el-Kader den Franzosen einen weit gefährliche-

ren einheimischen Gegner erweckte. Der von Schönborn so lockend geschilderte Schatz in der Kasbah, wie bald ist er von den immer wachsenden Ausgaben verschlungen!

Doch es ist Zeit, daß ich auf das Land und seine Bewohner etwas näher eingehe. Die ganze sehr ausgedehnte Provinz zerfällt in drei Haupttheile von sehr verschiedener Beschaffenheit.

An das Meer grenzt zunächst ein Küstenstrich mit geringen Erhebungen, nur wenige Meilen breit, und unterbrochen durch Gebirge, welche bis ans Meer vorspringen. Dieses Küstenland ist sehr fruchtbar. „Die ganze barbarische Küste", sagt Schönborn, „hat jetzt schon bei der ziemlich schlechten Bebauung an allen Hauptbedürfnissen des gewöhnlichen Lebens, an Korn, Vieh und Gartengewächsen einen Ueberfluß. Nichts brauchen sie von andern Landen. Viele Ladungen Korn gehen aus der Barbarei nach Frankreich, Mahon u. s. w. Wenn nun in diese Länder vollends gute europäische Cultur hineinkäme? Ein Paradies könnte daraus werden."

Schönborn hat vollkommen Recht, und wenn wir auf das Paradies noch vergeblich warten, so liegt die Schuld nicht an der Natur, welche hier ihre liebenswürdigsten Seiten zeigt. Es kommt wohl einmal vor, daß, wie im letzten Sommer, Heuschrecken Alles kahl fressen, daß lange Dürre oder ein glühender Sirocco die Ernte verdirbt; auch Erdbeben fehlen nicht. Noch in diesem Monat sind die Dörfer an der Schiffa davon schwer betroffen worden, und Blidah, welches noch die Spuren der verheerenden Erschütterung von 1825 nicht verwunden hatte. Aber solche Plagen sind doch nur selten, und gewöhnlich lohnt reiche Ernte für geringe Mühe, wenn auch begreiflicher Weise die Güte des Bodens an verschiedenen Orten sehr verschieden ist, und namentlich bei der ersten An-

siedelung die Schwierigkeiten oft schwer zu überwinden sind. Im Winter, wenn bei uns die Natur erstarrt, gedeihen dort die Gemüse am besten. Dann bedecken sich die Felder mit Bohnen, einer Hauptnahrung für Menschen und Vieh, und aus den Gärten des Sahel werden in Tausenden von Körben für jeden Dampfer die Sendungen verpackt, welche den Hausfrauen so gut bekannt sind. Neun Monate im Jahr hat man dort die schönsten und zartesten grünen Erbsen, Artischocken und andere Gemüse. Was die Natur bei guter Pflege leisten kann, das zeigen die Gärten von Mustapha und St. Eugène mit ihrer Blüthenpracht, das zeigen die Obstgärten, welche von den Franzosen mit ihrer bekannten Meisterschaft angelegt sind, so wie die altberühmten Orangenhaine von Blidah, das zeigt vor allem der Jardin d'essai, der Versuchsgarten, eine vortreffliche Einrichtung, der man in Frankreich vielfach begegnet, bestimmt um mit fremden Pflanzen Versuche anzustellen, und sie, wenn sie Erfolg versprechen, heimisch zu machen. Der Versuchsgarten bei Algier entzückt uns immer neu durch die Fülle der verschiedenartigsten Pflanzenformen, die hier in kräftigster Entwickelung gedeihen. Neben der prachtvollen Allee von Platanen, durch deren dunkles Laubgewölbe hindurch das blaue Meer verlockend uns entgegen leuchtet, zieht sich eine andere von Dattelpalmen, stattlichen Bäumen, deren Früchte jedoch hier noch nicht zur Reife kommen. Ausgezeichnet gedeiht in hohem und dichtem Gebüsch das Bambusrohr. Bananen oder Pisang werden in großer Mannigfaltigkeit cultivirt; die gewöhnlichen Sorten sieht man in Menge in den Gärten, wo sie zur Ausfuhr nach Frankreich angebaut werden. Weite Felder bedecken die Pflanzungen von Eucalyptus, australischen Bäumen, welche jetzt vielfach zur Einfassung der Landstraßen verwendet werden. Hoch ragen dazwischen die Wipfel der schlanken Araucarien, während

von den Stämmen der Bäume, und oft auch aus dem Laubdach selbst, Cacteen, Bignonien, Glycine, Passionsblumen uns entgegen blühen. Und wer, der einmal Algier gesehen, gedenkt nicht der wundervollen Bougainvillea, dieser peruanischen Blume, welche mit ihren großen purpurrothen Bracteen die Wände wie mit einem glänzenden Teppich bekleidet, fast blendend im Sonnenlicht! Doch ich würde kein Ende finden, wenn ich der einzelnen Gruppen gedenken wollte, die uns immer wieder fesseln, jenes Gehölzes verschiedener Palmen, umgeben von blühenden Strelitzien, der Orangenpflanzung mit ihrem fast betäubenden Duft. Erwähnen will ich nur noch den Abhang des Berges, welcher mit dem zahlreichen Geschlecht der zierlichen Mimosen und Acacien bepflanzt ist, weil diese hier besonders gut zu gedeihen scheinen. Ueberhaupt ist die wichtigste Thatsache ja nicht die Schönheit des Gartens, sondern der Beweis, daß so viele schöne und nützliche Gewächse verschiedener Zonen und Welttheile hier bei guter Pflege sich mit bestem Erfolge einheimisch machen lassen, was bei der Armuth der einheimischen Flora von größtem Werthe ist. Schon sehr früh ist das geschehen mit zwei sehr nützlichen Gewächsen, der amerikanischen Agave und der Cactusfeige, welche beide vielfach zu undurchdringlichen Hecken verwandt werden. Die Cactusfeige, hier Figuier de Barbarie genannt, umgiebt in dichten Gruppen grotesk geformter Bäume die Wohnungen der Eingeborenen, und liefert ihnen mehrere Monate hindurch ein Nahrungsmittel, welches hier noch das Brod der Wüste, die Dattel, vertreten muß.

Noch manchen schön gelegenen und gut gepflegten Garten könnte ich anführen, manche Frucht und manche Blume nennen, aber diese vorgeschrittene Cultur beschränkt sich leider noch auf

die nächste Umgebung der Hauptstädte, während ein großer Theil des anbaufähigen Küstenlandes noch völlig wüst liegt.

An vielen Orten steht der Ausbreitung des Ackerbaues hinderlich die Natur der Flüsse im Wege, welche alle unbedeutend und nicht schiffbar, bei ihrer Mündung Barren aufwerfen. Manche von ihnen haben ungesundes Wasser und sind nicht einmal zur Bewässerung brauchbar; stagnierend verbreiten sie sich nach den Frühlingsregen und wenn auf dem Atlas der Schnee schmilzt, über das umliegende Land, und erzeugen verderbliche Sümpfe, deren Beseitigung sehr schwierig ist. Wie in allen verwahrlosten Ländern hat deshalb der erste Ansiedler viel mit Fiebern zu kämpfen, welche bei fortschreitendem Anbau verschwinden.

Die Franzosen hatten anfangs gar nicht daran gedacht, das ganze Land zu erobern und zu regieren. Sie wollten sich auf die Küstenstriche in der Umgebung der hauptsächlichsten Hafenstädte beschränken. Es dauerte lange, bis sie auch nur in der Metidscha sich nachhaltig festsetzten, der fruchtbaren Ebene, welche sich von dem algierischen Hügelland, dem Sahel, bis zum Atlas erstreckt. Allein die Nothwendigkeit, den Colonisten Sicherheit zu schaffen, führte sie immer weiter; man konnte den Feinden nicht den Besitz der Berge lassen, aus deren Schlupfwinkeln sie fortwährend ihre räuberischen Ueberfälle machten.

Das Atlasgebirge, welches den Küstenstrich von der Wüste trennt, bildet ein sehr ausgedehntes Hochland zwischen 6—7 parallelen Bergketten, die sich nicht viel über 4000 Fuß erheben. Dieses bald hügelige, bald ganz flache Land, Tell (d. i. Hügel, Erhöhung) genannt, welches seine größte Ausdehnung in der Provinz Constantine hat, ist jetzt nur zum geringsten Theil angebaut, hat aber früher eine sehr zahlreiche Bevölkerung er-

nährt. Noch jetzt zeugen davon sehr ausgedehnte römische Ruinen, mit Bauwerken, die auf großen Reichthum schließen lassen, in Gegenden, die gegenwärtig völlig öde sind. Sie würden noch viel zahlreicher und besser erhalten sein, wenn nicht die Araber sie überall so viel wie möglich zerstört hätten, um zu verhindern, daß die Türken sie als Stützpunkte und Festungswerke benutzten, eine Bemerkung, die schon vor 130 Jahren der kühne sächsische Reisende Hebenstreit gemacht hat [3]).

Die Gebirge selbst kann man nicht eigentlich malerisch nennen. Unsere prächtigen Waldungen, den Hauptschmuck unserer Berge, muß man da nicht suchen; sie sind in so kräftiger Entwickelung wohl niemals vorhanden gewesen, dazu aber durch Jahrhunderte lange Verwüstung zu Grunde gerichtet. Cedern finden sich an einigen Stellen auf den höchsten Gebirgen; sonst bildet besonders noch die Korkeiche größere Waldungen, und zeigt sich einzeln auf den Bergen in schönen Exemplaren. Ueberwiegend aber ist, wo die Abhänge nicht ganz kahl sind, die immergrüne Steineiche, die sich nur selten zu größeren Bäumen erhebt, mit Buschwerk von Laurestinus, Lentiscus, strauchartiger Heide und Ginster. Die Wasserläufe überwuchert Oleander und die schlanke Tamariske. Der Ebene näher sind alle Abhänge bedeckt von der Zwergpalme, die sich in unsern Gewächshäusern recht hübsch ausnimmt, hier aber nur selten Stämme treibt, sondern Alles mit ihren Blättern bedeckt, und durch die wuchernden Wurzeln dem Ackerbau sehr hinderlich ist. Der Araber umgeht sie, wie der Pole die erratischen Blöcke, aber der Colonist bekämpft sie mit Ingrimm; nur durch gute und reichliche Bewässerung kann er sie leicht vertilgen, das liebt sie nicht. So gehaßt aber anfangs diese Pflanze war, man hat doch jetzt gelernt sie zu verwerthen. Dem Araber diente

sie schon lange zu Matten, Seilen und allerlei Flechtwerk, worin er sehr geschickt ist; jetzt verarbeitet man sie in großen Fabriken zu vegetabilischem Roßhaar (crin végétal), einem sehr nützlichen Stoff, der zur Auspolsterung vortrefflich geeignet ist. Auch zur Papierbereitung wird jetzt die Zwergpalme sowohl, wie die zu ähnlicher Verwendung brauchbaren Gramineen Alfa und Diß, in bedeutender Menge verarbeitet.

Von hervorragender Schönheit sind außer dem Dschurdschura-Gebirge, welches gegen die Küste zu vorspringt, hauptsächlich nur zwei Bergpässe, welche die Gebirge durchbrechen. Durch den Paß von El Kantara führt der Weg, leider aber noch keine fahrbare Straße, von der höchst eigenthümlich und malerisch gelegenen Bergstadt Constantine nach der Oase von Biskara. Selbst gesehen habe ich den Engpaß der Schiffa, durch welchen die Zuaven die vortreffliche Straße von Blidah nach Medeah gebaut haben, jetzt für den von der Sommerhitze erschöpften Algierer der leicht und rasch zurückgelegte Weg nach seiner Sommerfrische in Medeah. Die sechs Meilen durch die Metidscha bis Blidah werden jetzt auf der Eisenbahn so behaglich zurückgelegt, wie man nur irgend in Europa reisen kann; wir haben noch Zeit, die mit goldenen Früchten beladenen Orangenbäume zu betrachten, die an Größe und Güte ihres Gleichen suchen, und den heiligen Hain der uralten, von keinem Messer je berührten Oelbäume. Dann führt uns die Straße nach Oran am Fuße des Atlas hin, vorüber bei dem Uebungsplatze der berittenen Chasseurs d'Afrique, denen wir gern eine Weile zuschauen, bis zur Schiffa, wo wir südlich in's Gebirge abbiegen, und leicht noch bis Mittag das Grand hôtel au ruisseau des singes erreichen, ein Wirthshaus, dessen Name anspruchsvoll genug klingt, wo man aber eine einfache und doch sehr gute Aufnahme findet. Hinter dem Hause öffnet sich ein

kleines Seitenthal, eng und tief eingeschnitten, mit einem munter plätschernden Bach, wie er hier im Schwarzwald so häufig, im Atlas so selten ist. Hier entfaltet sich in der kühlen Feuchtigkeit, doch nie von Winterkälte erreicht, eine üppige Vegetation von Oleander, Lorbeer, Feigenbäumen, Alles von großblättrigem Ephen umrankt, die Wände mit dem zartesten Moos und Farrenkräutern bekleidet. Treffen wir es gut, so zeigen sich bald auf den Höhen Heerden von Affen; vorsichtig umspähend, einzelne Wachtposten aufstellend, rücken sie vor von Baum zu Baum, bis sie sich endlich zu dem kühlen Wasser des Baches wagen, und auf den üppig wuchernden Feigenbäumen sich gütlich thun. Niemals erntet der Wirth von seinen Obstbäumen, aber er überläßt sie gern und willig den Affen, seinen Wohlthätern, welche ihm stets reiche Kundschaft zuführen. So haben sich doch die Verhältnisse verändert, daß hier, wo einst die blutigsten Kämpfe zwischen Franzosen und Arabern stattgefunden haben, jetzt die einsam und zerstreut wohnenden Ansiedler keinerlei Gefahr fürchten. Auch die Löwen sind hier fast ganz verschwunden. Weiter hinauf zwischen steilen Bergwänden führt uns die moderne Kunststraße bis zur Paßhöhe, wo noch einmal das Meer in duftiger Ferne erscheint. Zahlreich begegnen uns in kleinen Gesellschaften Schönborn's Landmohren, mit ihren kleinen Eseln, die in kleinen Tragkörben ihre Kohlen u. A. zu Markt bringen. Sind die Körbe leer, so sitzt regelmäßig der Araber auf dem kleinen Thier, in einem Burnus, der uns immer wieder zu der verwunderten Betrachtung veranlaßt, durch welches geheimnißvolle Band doch wohl diese schmutzigen Lumpen an einander gehalten werden. Auch Weiber kann hier der neugierige Reisende sehen, die in richtiger Selbstschätzung es für überflüssig halten, ihr Gesicht durch ein vorgehaltenes Tuch zu verdecken. Endlich erreichen wir,

noch fast auf der Höhe des Bergkammes, Medeah, wo wir unsere heimischen Obstbäume, Weinbau und Kornfelder wiederfinden, mit seinem kühlen Klima eine erfrischende Zuflucht in der Hitze des Sommers. Weiter aber führt keine fahrbare Straße, und manche beschwerliche Tagereise erwartet den Reisenden, welcher über das Tell hinüber vordringen will, bis zu dem lieblichen Kranze von Oasen, welcher den Nordrand der Wüste umsäumt. Südlich an das fruchtbare Tell schließt sich aber zunächst noch die höher gelegene Steppe, in welcher sich vorzüglich die Schott finden, jene ausgedehnten Becken, in denen das Wasser sich sammelt, welches bei seiner Verdunstung im Sommer den Boden mit einer glänzenden Salzkruste bedeckt. Diese Region ist nur theilweise bewohnbar; sie bietet aber nach dem ersten Winterregen den Heerden reichliches Futter, und wird dann von den Stämmen der Sahara aufgesucht.

Wohl lohnt es, die Beschwerden dieser weiten Reise zu überwinden, um Beleduldscherid zu erreichen, das Dattelland, die Oase von Laguat, Biskara mit seinen 120,000 Dattelpalmen, oder wohl gar am Südrande der Provinz Tuggurt, wo die Dattel erst ihre volle Reife und Schönheit erlangt. Denn während auf dem Hochlande der Wechsel der Temperatur sehr stark und plötzlich ist, und im Winter heftige Kälte eintritt, ist auch Laguat noch nicht frei von Nachtfrösten, und der Orangenbaum muß dagegen geschützt werden; die Dattelpalme aber verträgt schon etwas mehr, wenn sie nur nach dem arabischen Sprüchwort ihren Fuß im Wasser, ihren Kopf im Feuer hat.

So weit das Wasser reicht, welches durch zahllose kleine Kanäle jedem Stamme zugeführt wird, ist die Fruchtbarkeit außerordentlich; Orangen, Mandeln, Aprikosen und andere Früchte

und Gewächse gedeihen üppig unter dem schützenden Dach der Palme. Hier, sollte man denken, lebt sich's herrlich und sorgenlos, besonders wenn man so geringe Bedürfnisse hat, wie ein Biskri. Und doch macht Alles nach den Schilderungen der Reisenden nur den Eindruck dürftiger Armuth. In Algier und Tunis finden wir den Biskri, der für geringen Lohn schwere Arbeit thut, auf der Straße schläft, vom dürftigsten und geringsten Essen sich nährt, um endlich mit seinen Ersparnissen heimzukehren. „Er begnügt sich", sagt M. Wagner, „mit einem schlechten Stück ungesäuerten Brodes, würzt dasselbe mit ein paar Cactusfeigen oder Liebesäpfeln, und verzehrt sein Mahl in seinem Speisesaal unter den schönen Sternen, der zugleich auch sein Audienzzimmer und Schlafgemach ist. Dabei hat er aber vielleicht seine funfzig spanische Piaster unter seinen Lumpen verborgen." In der Heimath bezahlt ihm eben Niemand seine Arbeit. Wenn er aber nun auch heimgekehrt ist, sich ein Stück Land und eine Frau gekauft hat, so kann er doch den Ertrag seiner Aecker und Palmbäume kaum verwerthen, und die Steuern der französischen Regierung lasten schwer auf ihm.

Vor Zeiten sind die Verhältnisse anders gewesen. Biskara wird als ein reicher und sehr belebter Ort geschildert, mit blühender Industrie und viel besuchten Märkten. Aber der Bey von Constantine hat es einmal gründlich verheert, und jetzt ist auch der Karavanenverkehr durch die französische Eroberung gestört, vielleicht am meisten durch die Aufhebung der Sclaverei. Auch die Wolle, sonst das Hauptprodukt der saharischen Stämme, hat überlegene Concurrenz gefunden. Die französische Regierung aber hat sich in neuester Zeit viel Mühe gegeben, und nicht ohne Erfolg, die sehr ausgedehnte Schafzucht jener Stämme zu veredeln.

Die Bevölkerung aller dieser so verschiedenartigen und weit ausgedehnten Gebiete ist muhammedanisch, und die langdauernde arabische Herrschaft hat ihnen gewisse gleichförmige Züge aufgedrückt; auch nennt man sehr allgemein Araber Alles, was einen Burnus trägt, oder auch nur die Kandura, das wollene Hemd des Kabylen. Zahlreiche arabische Stämme sind hier eingewandert, haben wahrscheinlich viele einheimische sich assimilirt; man schätzt sie auf etwa zwei Millionen[4]). Sie sind und bleiben wesentlich nomadisch, treiben nur gelegentlich etwas Ackerbau, und wechseln nach den Jahreszeiten ihren Aufenthalt. Auch die seßhaften Stämme ändern doch ihren Wohnplatz innerhalb ihres Uthan oder Bezirkes. Sie sind kriegerisch von Natur, sehr einfach in ihren Sitten, und auch die reichen und vornehmen Familien, deren es nicht wenige giebt, erlauben sich höchstens in Waffen und Pferden einigen Luxus, das baare Geld aber vergraben sie, so weit sie es nicht zu Wuchergeschäften den Juden anvertrauen. Diese volkswirthschaftlich so verwerfliche Sitte ist wohl die Folge des ewigen Kriegszustandes und der langen Unterdrückung. Wenn unter der türkischen Herrschaft ein Stamm in den Verdacht der Wohlhabenheit kam, wurde sofort seine Schatzung verdoppelt, und wenn er sich weigerte zu zahlen, wurde er überfallen und gänzlich ausgeplündert, vorausgesetzt nämlich, daß es gelang, ihn zu fassen. Nach Hebenstreit zahlten zu seiner Zeit die Nomaden niemals gutwillig, weshalb der Dey in der Erntezeit seine Soldaten aussendete, damit sie nicht vorher in die Wüste entweichen konnten.

Eine solche, im Orient noch jetzt sehr übliche Regierungsweise ist natürlich für die Landescultur nicht förderlich und trifft gelegentlich sehr hart und empfindlich; dem Nomaden aber ist sie dennoch lange nicht so zuwider wie der moderne Staat

mit seiner unentrinnbaren Gewalt, dieser allgegenwärtige Staat mit seiner Neugierde, die sich sogar um die Zahl seiner Frauen und Kinder kümmert, mit seinen Gensdarmen und Zöllnern, seinen Forstbeamten, seinen oft erdrückenden Steuern und Gerichtskosten, die man bezahlen muß, gegen die der Widerstand vergeblich ist.

Gewiß ist es schwer, aus den Arabern ruhige, nützliche und zufriedene Unterthanen zu machen, doppelt schwer aber mit einer Bureaukratie wie die französische, welche so gar nicht gewohnt ist, irgend eine Selbständigkeit zu dulden. Für die zahlreichen und argen Mißgriffe, durch welche die von Natur schon so großen Schwierigkeiten noch sehr vergrößert sind, brauche ich nur eine Autorität anzuführen, aber eine sehr gewichtige, den Kaiser Napoleon. Niemand kann die Verwaltung mit ihren häufig wechselnden Systemen, ihrer Ueberzahl von Beamten, ihrem Formelkram und unverständigen Eifer schärfer geißeln, als es der Kaiser gethan hat in seinem berühmten Briefe an den Marschall Mac-Mahon vom 20. Juni 1865. Funfzehn verschiedene Systeme, sagt er, sind nach einander versucht worden, ohne ihren Zweck erreicht zu haben; er giebt uns Beispiele genug von solchen Thorheiten und Mißbräuchen, daß es nur Verwunderung erregen kann, wenn der Zustand der Dinge nicht noch weit ärger geworden ist. Aber ist es nicht schon arg genug, daß, wie hier ebenfalls ganz offen gesagt wird, die Stämme des Küstenlandes und des Tell nicht etwa durch den Krieg, sondern nur durch die verkehrte Art zu regieren, heruntergekommen, ruinirt sind, und daß nur noch bei den Stämmen der Sahara Wohlstand existirt?

Um von den Einzelheiten nur etwas anzuführen, gedenke ich des unverständigen, vom Kaiser scharf gerügten Fanatismus der Forstbehörde, welche jeden mit Buschwerk bewachsenen Berg-

abhang für den Staat in Anspruch nahm, und ganzen Stämmen die Möglichkeit entzog, ihre Heerden zu weiden.

Ein merkwürdiges Beispiel von unvernünftiger Anwendung der Jagdgesetze giebt der Kaiser in folgender Geschichte.

Im Jahre 1852 feierte ein arabischer Duar, so heißen die Unterabtheilungen der Stämme, in der Provinz Oran ein Fest, und jagte dabei auf seinem eigenen Gebiet, in seinem eigenen Buschwerk, einige Hasen auf, die mit Stöcken verfolgt wurden; drei Hasen verloren das Leben. Aber man hatte keinen Jagdschein; 53 Araber wurden gerichtlich verfolgt, und jeder zu 50 Francs Strafe verurtheilt; die Kosten betrugen 158 Francs, zu denen man aber noch die Ausgaben rechnen muß, welche durch die Citation nach einem entfernten Tribunal und den Aufenthalt daselbst erwuchsen. Der ganze Duar war ruinirt.

Solchem Verfahren ist allerdings die frühere türkische Regierung vorzuziehen, gegen welche doch Widerstand möglich, welche eben durch diesen Widerstand zu einigen Rücksichten genöthigt war. Mit Recht sagt der Kaiser, daß kein Sinn und Verstand in dergleichen Dingen war.

Von vielen kleinlichen Plackereien der Administration sind die Araber des Militärgebiets frei, und es ist glaublich, daß sie die Jurisdiction der bureaux Arabes vorziehen. Doch fallen sie da fast aus der Scylla in die Charybdis, denn die einheimischen Häuptlinge, welchen hier eine große Selbständigkeit eingeräumt ist, und die für die Erhebung der Steuern ein großes Gehalt von der Regierung beziehen, erlauben sich die gewissenlosesten Erpressungen und behandeln ihre Landsleute mit noch viel weniger Schonung, wie die französische Regierung; fast durchgängig ist die Masse der Araber, welche nicht zu den großen Familien gehört, blutarm und völliger Willkür unterworfen.

Viele Uebelstände sind vom Kaiser in seinem Briefe, den man auch eine Abhandlung oder Denkschrift nennen könnte, schonungslos aufgedeckt. Er geht darin mit großer Gründlichkeit auf alle Zweige des öffentlichen Lebens ein: niemals ist wohl die Regierung eines Landes von dem Staatsoberhaupte selbst in solcher Weise kritisirt worden. Die Vorschläge, welche sich daran knüpfen, die Grundsätze für eine bessere Einrichtung des Landes sind wohl überlegt und machen den Eindruck großer Einfachheit und Zweckmäßigkeit, wenn auch der stark hervortretende Gedanke, die Araber als militärisches Material nutzbar zu machen, sehr erhebliche Bedenken erregt hat, sowohl für die Sicherheit Algeriens, als auch für die Heimath selbst, wenn arabisches Militär in größerer Anzahl dahin verlegt werden sollte. Allein wenn auch alle Gedanken des kaiserlichen Briefes untadelig wären, wie es viele gewiß sind, es fehlt ihnen die Ausführung.

So ist denn jetzt der bestehende Zustand in schärfster Weise verurtheilt, viele Interessen sind beunruhigt, aber zugleich ist fast Alles unverändert geblieben; die Errichtung eines Erzbisthums und dreier Bisthümer ist, so weit ich es habe erfahren können, fast die einzige sichtbare Verwirklichung jener Grundsätze; denn der große Act der Gerechtigkeit, welcher den Arabern, entgegen der früheren Theorie und Praxis, ihr Recht an dem besessenen Grund und Boden sichert, war schon früher in's Leben getreten.

Die große algierische Gesellschaft aber, welche so viele Wunderdinge vollbringen sollte, ist aus Mangel an Vertrauen zum Gelingen ihrer Pläne niemals zu Stande gekommen. Es ist nicht unmöglich, daß hierzu eben die Wirkung des kaiserlichen Briefes beigetragen hat.

Aus dem Widerspruch desselben mit den bestehenden Ein-

richtungen ging nämlich ein Zustand allgemeiner Ungewißheit und Unsicherheit hervor, welcher um so unerträglicher war, weil durch den scharfen Tadel des früheren Verfahrens gegen die Araber und namentlich durch den unvorsichtigen Ausdruck eines arabischen Königreiches in der lebhaften Phantasie der Eingeborenen hochfliegende Hoffnungen erregt waren. Die unmittelbar auf die Veröffentlichung folgenden großen Brände der Korkwaldungen und einzelne Aufstände beunruhigten die Colonisten in hohem Grade. Auch fühlen Viele sich in ihrem Besitz bedroht durch die entschiedene Verurtheilung der Art, wie man früher manchen Duar um seinen Grund und Boden gebracht hatte.

In Folge dieser drückenden Verhältnisse vereinigte sich am 27. Februar 1866 eine Anzahl der angesehensten Einwohner der Provinz zu einer Adresse an den Marschall Mac-Mahon, in welcher neben verschiedenen Einwendungen gegen die aufgestellten Grundsätze, vor allen Dingen um eine endliche Festsetzung und Entscheidung dringend gebeten wurde.

In dieser Adresse wird unter andern Bemerkungen auch der auffallende Umstand hervorgehoben, daß der Kaiser nur von Arabern spreche, während doch von denselben sowohl die Bewohner der Oasen als auch namentlich die Kabylen sich fast in jeder Beziehung scharf unterschieden. Der Grund liegt vermuthlich darin, daß den Kaiser vorzüglich der Gedanke beschäftigte, die kriegerischen Eigenschaften der Nomadenstämme nutzbar zu machen.

Kabyle ist kein Volksname; das Wort lautet eigentlich Kabileh und bedeutet Stamm, Geschlecht. So bezeichnete man die in ursprünglicher Stammverfassung lebenden Nomaden und Landbewohner im Gegensatz zu den Hadars oder Städtern. Der Name, welcher also gerade auch die Araber vorzüglich umfaßt, ist aber durch den jetzigen Sprachgebrauch be-

schränkt auf die Ackerbauer des Gebirges, welche von den alten Bewohnern des Landes abstammen und ihre besonderen Sitten bewahrt haben. Sie haben ihre Freiheit gegen Araber und Türken mit solchem Erfolg vertheidigt, daß sie nur vorübergehend und nicht durchgängig zur Zahlung eines Tributes sich verstanden, um etwas Ruhe zu haben. Schönborn erzählt, daß zu seiner Zeit diese Bergbewohner, große und nervigte, muthvolle Leute, mit den Algierern in beständigem Kriege lebten. „Wer von den Soldaten einen Kopf oder die Ohren von diesen Rebellen in das Haus des Deys bringt, der hat zehn Piaster; dieses macht sich der Türk zu Nutze und säbelt mehrere von den unterworfenen Landmohren nieder, und bringt die Köpfe dann, um die zehn Piaster zu erhalten.“

Die Kabylen sind ein sehr hartes arbeitsames Geschlecht, an ein Leben voll Entbehrungen gewöhnt, fleißige Ackerbauer und nicht ohne Industrie. Sie haben den Islam angenommen, aber nicht die Polygamie; sie halten nicht, wie die Araber, die Arbeit für eine Schande. Aus dem Eisen des Dschurdschura verfertigt der Stamm der Flissa die besten Yatagans. Nie gehen sie ohne Waffen zur Feldarbeit, und in gefährlicher Zeit nehmen auch die Weiber am Kampfe Theil. Aber nicht dem Araber und Türken allein gelten die Waffen; auch unter sich sind sie in fortwährendem Kriege, Dorf gegen Dorf, ja in demselben Dorfe entsteht oft eine Fehde, so daß jede Hälfte sich ihren eigenen Richter wählt, und zwischen beiden Hälften ein Kriegszustand besteht. Dennoch scheinen sie, seitdem 1857 auch die Kabylen des Dschurdschura unterworfen sind, leichter für die europäische Regierung zu gewinnen. Schon der alte Haß gegen die Araber hält sie in der Treue gegen die Franzosen, und ihre Neigung zum Ackerbau macht sie zu besseren und ruhigeren Unterthanen. Die Gebirge bieten ihnen zu

wenig Raum und sie fangen an sich im Tell auszubreiten; von ihnen hofft man die nachhaltigste Verbesserung und Zunahme der Landescultur.

Auch die Bewohner der Städte, die man gewöhnlich Mauren nennt, sind nicht, oder doch nur zum kleinsten Theil arabischer Abkunft. Sie sind friedlich, sehr genügsam und ziemlich fleißig; bei richtiger Behandlung würden sie sich wohl an die französische Herrschaft gewöhnen, aber die starke Abnahme der Bevölkerung, deren ich schon oben gedachte, zeigt, daß auch sie die Berührung mit den Europäern ungern ertragen, und lieber auswandern, wenn sich ihnen irgend eine Gelegenheit darbietet. Nur der ärmere Theil der Einwohner bleibt zurück.

Zu erwähnen sind endlich noch die etwa 28,000 einheimischen Juden, welche durch die Eroberung am meisten gewonnen haben und von unwürdigem Druck erlöst sind. Noch haftet ihnen viel an von den Eigenschaften, welche die natürliche Folge so langer und harter Unterdrückung sind; man klagt sehr über ihre Wuchergeschäfte, welchen bei dem Mangel an Credit-Instituten namentlich die Eingebornen zum Opfer fallen, und wodurch ganze Duars Hab und Gut verlieren.

Doch trifft hier die Schuld eigentlich weniger den Juden, welcher das nothwendige und sonst nirgends erreichbare Geld beschafft, als die französische Regierung, welche durch unvernünftige Maßregeln und Prozesse die Araber in Noth bringt, und auf der anderen Seite weder für solche Fälle, noch für die aus anderen Umständen erwachsenden Nothstände Anstalten errichtet hat, welche Anlehen zu mäßigen Zinsen möglich machen.

Unter den jetzigen Verhältnissen wird die Vermittelung der Geldgeschäfte durch die Juden wohl eher als ein Vortheil zu betrachten sein, wenn sie auch gelegentlich an ihren früheren

Unterdrückern harte Rache nehmen. Aber auch auf anderen Bahnen zeigen sie dieselbe Betriebsamkeit, welche sie von den Mauren so vortheilhaft unterscheidet, und um ein recht leuchtendes Beispiel eines solchen wackeren einheimischen Israeliten aufzustellen, will ich Dein Lob jetzt verkünden, o Moyse!

Etwas über eine Stunde westlich von Algier ist das Vorgebirge Pointe Pescade, zu welchem jetzt eine vortreffliche Fahrstraße führt, die Rue Malakoff. Es sind die Sommerwohnungen der Algierer mit ihren schönen Gärten, an denen der Weg vorbeiführt; zur Rechten hat man das blaue Meer, dessen frische Luft hier auch im Sommer Kühlung giebt. Links die Abhänge des Sahel, mit Zwergpalmen, Cactusfeigen und Agaven bewachsen; dazwischen auch das hoch aufstrebende, sehr nützliche Schilfrohr. Ueberall laden kleine Gastwirthschaften zum Verweilen ein, viel besucht von Soldaten und anderem Volk; wir aber eilen allen vorüber bis zu dem malerischen Felsenvorsprung, auf dem ein altes verlassenes und verfallenes Türkenfort liegt; hoch aufschäumend brechen sich die Wogen an den Steinmassen, welche den Fuß der zerklüfteten Felsen umgeben.

Da liegt die Wirthschaft des wackern Moyse, jetzt das Lieblingsziel der feineren algierischen Welt, die schönste Aussicht mit trefflicher Bewirthung verbindend; das glänzende Meer mit seinem ewig wechselnden, immer neuen Farbenspiel liegt im Sonnenglanze vor uns, während wir seinen schmackhaftesten Bewohner, den poisson Sard verzehren. Ursprünglich aber war Moyse Blutegelhändler, und durchzog, wie viele seiner Landsleute, mit seiner Waare Spanien und Frankreich; später hat er, um sich den ihm unentbehrlichen Wasservorrath zu sichern, dieses Grundstück gekauft, und, um das Grundstück zu verwerthen,

hier eine Wirthschaft errichtet, während andere nun die Blutegel, von denen seine kleinen Teiche wimmeln, in die Ferne führen.

Gewiß giebt es noch Viele unter den einheimischen Israeliten, welche in ähnlicher Weise durch Fleiß und Betriebsamkeit, sich emporarbeiten, und sie sind ohne Zweifel ein sehr nützlicher Theil der Bevölkerung. Der Zwischenhandel im Innern ist ganz in ihren Händen.

Großes Gewicht legt man mit Recht auf die europäische Colonisation. Je unaufhaltsamer das Küstenland und ein Theil des Tell veröden, desto mehr muß die Einwanderung den Verlust ersetzen. Auch darüber hat der Kaiser vortreffliche Grundsätze ausgesprochen; nicht durch Versprechungen, die sich nachher entweder gar nicht oder nur durch unverhältnißmäßige Opfer ausführen ließen, solle man Ansiedler anlocken, sondern dadurch, daß man durch richtige Behandlung die im Lande befindlichen zum Wohlstand und zur Zufriedenheit bringe; dann würden diese schon andere nach sich ziehen, und der Auswanderer werde nicht länger es vorziehen, mit viel größeren Opfern nach Amerika hinüber zu fahren. Aber auch diesen schönen Worten ist noch keine That gefolgt, und einstweilen hat die Einwanderung fast völlig aufgehört, wie denn auch wirklich lohnende Ländereien zur Vertheilung an Auswanderer kaum mehr zur Verfügung sind, seitdem man sie den arabischen Stämmen nicht mehr, wie es früher geschah, einfach wegnehmen kann.

Frühere Pläne und Verordnungen, die mit bester Absicht am grünen Tisch in Paris ausgearbeitet waren, haben keine Erfolge gebracht, welche dem großen Aufwand irgend entsprochen hätten. Die bei Landverleihungen aufgelegten Bedingungen waren unausführbar, den Produkten war der Absatz verschlossen. Gänzlich verfehlt war namentlich die Uebersiedelung von 80,000 Auswanderern aus der Pariser Arbeiterbevölkerung, die nach

der Revolution mit großen Versprechungen unternommen wurde, aber vorzüglich aus dem Gesichtspunkt, Paris zu erleichtern. Mit getäuschten Hoffnungen sollen 70,000 wieder heimgekehrt sein. Dennoch versichert einer der standhaft gebliebenen, nach Erzählung aller ausgestandenen Leiden, und nach der Schilderung des jetzigen keineswegs glänzenden Zustandes schließlich, daß sie in Afrika sich heimisch fühlen und ihre zahlreichen Kinder völlige Afrikaner geworden sind, so sehr, daß eines derselben gar nicht glauben wollte, es gäbe auch Länder, wo keine Araber sind[5]).

Die Gesammtzahl der Europäer in Algerien beträgt (ohne die Armee) 200,000, wovon aber weit die Mehrzahl (120,000) in den Städten lebt. Ueber den Zustand des Ackerbaues und anderer Culturen hört und liest man fast nur Klagen; eigentlich gut zu gedeihen scheinen nur die Mahonnesen von den balearischen Inseln, in deren Händen sich fast ausschließlich jener sorgfältige Gartenbau befindet, den sie in ihren heimathlichen Felseninseln unter ähnlichen Verhältnissen gelernt haben. Sie sind es, welche vorzüglich das herrliche Obst, die vortrefflichen Gemüse auf den Markt von Algier bringen, wo der Absatz sicher ist. Unter der eigentlich bäuerlichen Bevölkerung scheinen die Spanier vorzuherrschen; ich finde ihre Zahl, wohl mit Einschluß der Mahonnesen, auf über 50,000 angegeben; Deutsche und Schweizer auf 7500. „Sie bringen, sagt Achille Fillias, der Verfasser meines Reisehandbuches durch Algerien, zu ihrer täglichen Arbeit die Ausdauer, durch welche sie sich auszeichnen". Zu genügenderer Auskunft über ihre Verhältnisse fehlt es mir an Nachrichten. Der Grund, weshalb die Colonisation nicht besser gedeiht, nicht rascher fortschreitet, der Grund weshalb die Ausfuhr an Baumwolle, Taback, Oel und anderen Produkten noch immer unerheblich bleibt, liegt nicht etwa in den Hindernissen, welche

Boden und Klima bereiten; er liegt in vielerlei unzweckmäßigen Maßregeln, von denen ein Theil, aber auch nur ein Theil, in neuester Zeit beseitigt ist; in Einrichtungen und Anordnungen, welche rein unbegreiflich sein würden, wenn man nicht wüßte (oder doch zu wissen glaubte), daß die Militärbehörde, welche jetzt Alleinherrscherin ist, gar keine Colonisation will, weil sie recht gut weiß, daß mit der Zunahme producirender europäischer Bevölkerung ihre Allgewalt auf die Dauer sich nicht verträgt. In ihren Augen ist Algerien eine vortreffliche Uebungsschule für die Armee, und soll es bleiben. Wenn es keine Araber gäbe, hat einmal jemand gesagt, man müßte sie erfinden. Ohne den vorherrschenden Einfluß solcher Anschauungen wäre es z. B. kaum zu erklären, daß die Verbindung der Küstenplätze durch Postschiffe der Regierung besorgt wird, welche Civilisten die Reise fast unmöglich machen und keine Waaren mitnehmen, daß der Kaiser die Unzweckmäßigkeit dieser Einrichtung laut ausgesprochen hat, es aber doch dabei bleibt.

Ganz unmöglich gemacht war früher die Entwickelung der Colonie durch ein wahrhaft unsinniges Zollsystem, welches nur durch die engherzigste Eifersucht des französischen Handelsstandes dictirt war. Die Republik hat endlich die Rohproducte Algeriens, aber auch nur diese, den französischen gleichgestellt, dagegen aber ist ihnen die Ausfuhr nach andern Ländern untersagt, die früher allein gestattet war. Jetzt stopft sich der Markt von Marseille, und die Preise fallen zum Verderben des Producenten. Der Tabacksbau leidet unter dem System des gezwungenen Verkaufs an die Regie. Der Küstenhandel ist französischen Schiffen vorbehalten und mit Abgaben belastet, die ihn fast unmöglich machen. Dazu fehlt es fast allen von den Hauptstädten entfernten Ansiedelungen an Verkehrsmitteln. Sollte man es glauben, daß in Lambessa ein großartiges

Zellengefängniß mit allem Luxus europäischer Institute der Art erbaut ist, zu welchem natürlich fast alles Material aus Frankreich gebracht werden mußte, und daß dennoch die Straße zwischen Constantine und Lambessa ungebaut blieb, so daß sie während mehrerer Monate fast völlig unfahrbar ist? Und das ist gerade eine Straße, welche fruchtbare und sehr entwickelungsfähige Gebiete durchschneidet, und weiterhin zu den Oasen von Siban führt.

Nur kurz gedenken will ich der drückenden Steuern, der Conscription; was aber mehr als alles Andere fehlt, und allein hinreichen würde, alle übrigen Maßregeln zur Hebung der Colonisation unwirksam zu machen, das ist dergänzliche Mangel an irgend einer communalen Selbständigkeit. Auch das hat der Kaiser richtig erkannt und offen ausgesprochen, allein vergeblich wartet man auf die Ausführung der von ihm aufgestellten Grundsätze, gerade auch in dieser Beziehung. Es ist ja leider bekannt genug, wie schwer auch in Frankreich irgend ein Element der Art durchzudringen vermag. Hier aber fehlt nun vollends jedes repräsentative Element im Großen wie im Kleinen. Wie die ganze Colonie von der Vertretung in der französischen Kammer ausgeschlossen ist, so hat sie auch in ihren eigenen Angelegenheiten nicht mitzureden, und jeder einzelne Ort wird von Municipalbeamten verwaltet, welche die Regierung ernennt, und denen die Fürsorge derselben Regierung auch ihren Beirath aussucht[6]). Der Colonist muß ruhig zusehen, wie unzweckmäßige Bewässerungen angelegt werden, wie alles geschieht, was er nicht für nützlich hält; es geschieht auf seine Kosten, aber er hat kein Wort darein zu reden. Das ist das Grundübel. Hätte die Colonie die Möglichkeit, sich frei auszusprechen, und ihren Willen nachdrücklich und wirksam geltend zu machen, in ihren eigenen Angelegenheiten bindende Be-

schlüsse zu fassen, wie das in den englischen Colonien die Regel ist, dann würden noch immer viele Schwierigkeiten übrig bleiben, und die Regierung würde vielleicht bald Ursache haben, zum Schutz der Eingeborenen einzuschreiten, zu deren Ausbeutung alle Colonisten der Welt nur zu geneigt sind. Aber viele Uebelstände würden ohne Zweifel verschwinden, und die Aenderungen der Gesetzgebung, welche das Mutterland zum Gedeihen der Colonie vorzunehmen hat, würden in so klarer und nachdrücklicher Weise bezeichnet werden, daß endlich eine Abhülfe erfolgen müßte. Dann würde es auch an Einwanderern nicht fehlen. Es ist gewiß kein Zufall, daß unter den Römern gerade in Afrika die Selbständigkeit der Gemeinde besonders groß war, und der damalige blühende Zustand wird großentheils eben dadurch veranlaßt sein. Auch in der oben erwähnten Adresse der Algierer ist das Verlangen nach einer Vertretung und selbständiger Bewegung sehr entschieden ausgesprochen, mit Berufung auf die wiederholt gemachten Versprechungen und das neuerdings so deutlich ausgesprochene Wort des Kaisers. Hat doch eben dieser Brief des Kaisers ein neues Beispiel davon gegeben, wie schwer auch der kräftigste Einzelwille durchzudringen vermag, gegenüber einer festgeschlossenen Kaste militärischer und bürgerlicher Beamter.

Leider aber ist ja eben diese selbständige Bewegung, diese Freiheit der Selbstbestimmung dasjenige, auf dessen wirkliche, nicht bloß scheinbare Erreichung man sich am wenigsten Hoffnung machen darf, und wir haben deshalb nur geringe Aussicht, daß Algerien so bald wieder den blühenden Zustand erreichen werde, den es unter den Römern und selbst noch unter den Arabern besessen hat.

Wir müssen unsere Hoffnung für jetzt darauf beschränken,

daß es doch wenigstens der einmal begonnenen europäischen Cultur nicht wieder entrissen werden möge.

Aber auch so wie es jetzt ist, bietet es dem Reisenden so viel Merkwürdiges, Schönes, einen so angenehmen Aufenthalt und so mannigfaltige Belehrung, daß ein Besuch dieser uns so nahe gerückten Küste nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Anmerkungen.

1) Reisen in der Regentschaft Algier (1841) 1, 312. Außer diesem älteren Werke habe ich noch benutzt: Max Hirsch, Reise in das Innere von Algerien, durch die Kabylie und Sahara, Berlin 1862. Friedrich Locher, Nach den Oasen von Laghuat, Bern 1864. Gustav Rasch, Nach den Oasen von Siban, Berlin 1866. Achille Fillias, Nouveau Guide général du voyageur en Algérie, Paris 1865. Ferner die Debatte im Corps législatif vom 3.—5. März 1866.

2) Schönborn und seine Zeitgenossen, von J. Rist. Hamburg 1836.

3) S. Karl v. Weber, Eine sächsische Expedition nach Afrika, 1731 ff. im Archiv für die Sächsische Geschichte 3, 3—50.

4) Die Angaben über die Bevölkerung Algeriens sind außerordentlich widersprechend. Berryer in seiner Rede vom 5. März 1866 behauptet, daß die Zahl der eigentlichen Araber nur 500,000 betrage gegen 2,200,000 Kabylen. Lanjuinais spricht von 700,000 Kabylen im Dschurdschura und ebenso vielen in andern Gegenden. Es scheint fraglich, ob man alle nicht berittenen Araber zu den Kabylen zählen dürfe.

5) S. die lehrreiche Schilderung von Paul Blanc in der Coopération N. 11. 12.

6) Die Wahl der Municipalräthe ist im Sommer 1867 den Algierern gestattet worden.

(436)

Berlin, Druck von Gebr. Unger (C. Unger), Königl. Hofbuchdrucker.